

Magd Gottes an der Menschheit ist und nichts mehr. Sie darf nun einmal gar nicht müde werden, die religiösen Wahrheiten der Offenbarung zu künden, von der unbegreiflichen Güte des ewigen Vaters zu erzählen. Und weil alle Wahrheit Gottes – der Natur ebenso wie der übernatürlichen Offenbarung – nicht nur in sich ruht, nicht nur statisch in sich steht, sondern sittliche Forderungen stellt, dynamische Wirkung auf den Menschen auslösen soll, darum ist die Aufgabe der Kirche, das religiöse Offenbarungsgut zu vermitteln, nicht zu trennen von ihrer heiligen Last, Wahrer und Hüter des göttlichen Gesetzes zu sein. Und das nicht nur vor jenen, die im Glauben sich Christus freiwillig beugen, als ob es einen Lebens- und Sittlichkeitsbereich gäbe für kirchentreue Christen und einen andern für jene, die sich mit einer natürlichen, kirchenfreien Moral begnügen möchten. Gottes Offenbarung, einmal gegeben, gilt allen Menschen, wenn der Herr gesprochen hat, müssen alle auf ihn hören; er duldet keinen Sonderwillen neben sich: »Gehet hin und lehret alle Völker, und lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe« (Matth. 28, 19). Darum ist die christliche Sittenlehre grundsätzlich für alle gegeben, so wie die Erlösung und gnadenvolle Erhebung zur nova creatura allen angeboten ist, ja in sich schon allen gehört. Die Gestalt Christi, der das »Ebenbild des unsichtbaren Gottes ist, der Erstgeborene vor aller Schöpfung, auf dessen Antlitz uns die Herrlichkeit Gottes ausleuchtet« (Kol. 1, 15; 2 Kor. 4, 6), ist zum neuen sittlichen Menschenbild geworden, dem alle zugeordnet sind. Und darum gilt nun, in ungeahnt höherem Sinn, erst recht der sittliche Imperativ: Werde, der du bist!

Utopische und apokalyptische Elemente der englischen Gegenwart

Thomas Edward und David Herbert Lawrence.

Von Erich Müller.

England hat ein von Europa in vielem verschiedenes und besonderes politisches wie geistiges Schicksal erlebt. Die Höhepunkte seiner Imperiums- und seiner Geistesgeschichte fallen nicht immer mit Höhepunkten, sondern vielfach geradezu mit Tiefpunkten der europäischen Geschichte zusammen. Für Englands geistiges Schicksal gilt dies fast in noch höherem Grade als für sein politisches.

Gleichwohl ist das englische Geisteserbe von dem des übrigen Abendlandes nicht allzu verschieden. Mag der englische Geist andere Wege gegangen sein, so führt er doch zu den gleichen Ursprüngen und Quellen zurück. Er hat mit dem europäisch=abendländischen Geist die Elemente gemein – das wird eben heute deutlich, da wir in ein neues elementares Zeitalter einzutreten im Begriffe sind.

Die Elemente des europäischen Geistes aber sind von zweierlei Art. Utopie und Apokalypse sind ihre Namen. Es gibt in der abendländischen Geistes-

geschichte eine utopische und eine apokalyptische Überlieferung, die sich zueinander wie Pol und Gegenpol verhalten. Zwischen ihnen besteht eine ähnliche fruchtbar=schöpferische Spannung wie in der griechischen Geistesgeschichte zwischen apollinischer und dionysischer Tradition. Die utopische Traditionslinie führt auf die – bis zu Nietzsches Zeit ganz apollinisch verstandene – Antike zurück, die apokalyptische Linie dagegen auf das Erbe des Christentums. Man kann ebenso wie von utopischer und apokalyptischer oder von antiker und christlicher auch von einer Immanenz= und Transzendenzlinie der abendländischen Geistes Traditionen sprechen.

Am deutlichsten wird vielleicht der Sachverhalt, um den es hier geht, wenn wir die beiden für das vergangene Jahrhundert repräsentativen großen Vertreter dieser Problemkreise einander gegenüberstellen: Nietzsche und Dostojewski, die zugleich die ersten Vorläufer und Verkünder des anbrechenden Elementar=zeitalters waren. Nietzsches Immanenzphilosophie, die im Bewußten wie im Unbewußten die Überlieferungslinie der Griechen fortführte, gipfelte in dem utopischen Anspruch, den »Übermenschen« zu züchten. Der ganz im christlichen Transzendenzgedanken verwurzelte Dostojewski aber hat in seinen Dichtungen in wahrhaft erschütternden Bildern die Apokalypse unserer Zeit vorweggenommen. Und wenn wir den Spuren Dostojewskis weiter folgen, so stoßen wir unter seinen geistigen Nachfahren auf Denker von einer geradezu abgründigen Kühnheit: auf den apokalyptischen Utopiker Nicolai Feodorow mit seiner Philosophie der gemeinsamen Tat, auf den utopischen Apokalyptiker Wladimir Rosanow, der den Weg von Christus zum Widerchristentum ging, und schließlich auf den reinen Apokalyptiker Wladimir Solowjew, dessen Gespräch vom Antichrist eine »Aufdeckung« – auch so kann man das Wort Apokalypse übersetzen – von unheimlicher Aktualität ist.

Die tiefe geistige Krise, die in Europa mit den Namen Nietzsches und Dostojewskis verknüpft ist, hat in England kaum einen Widerhall gefunden, stand das Inselreich doch gerade zu jener Zeit in der höchsten Blüte seiner Macht. Erst heute, nachdem diese Macht selber in das Stadium der Krise geraten ist, gibt es neben dieser eine ihr vergleichbare geistige Krise, in der England die Erfahrungen, die Europa im Jahrhundert des großen deutschen Utopikers und des großen russischen Apokalyptikers gemacht hat, nicht allein nachholt, sondern zum Teil schon überholt.

So hat es – ein Zeichen für seine enorme geistige Vitalität – zwei für die innersten Strebungen unseres Zeitalters typische Gestalten herausgestellt, die – ein erstaunlicher Zufall – beide den gleichen Namen Lawrence tragen: den Soldaten und Politiker, Abenteurer und Techniker Thomas Edward Lawrence, dessen Leben eine moderne Odyssee genannt zu werden verdient, und den Dichter David Herbert Lawrence, dessen Schaffen in ein zugleich verschrobenes und sehr tiefes Buch über die Apokalypse gipfelte.

Beide, die bei aller grundlegenden Verschiedenheit nicht nur den Namen mit=

einander gemeinsam hatten, sind bereits tot, in der Blüte ihrer Mannesjahre – und doch wahrscheinlich bereits am Ende ihrer Bahn – aus dem Dasein gerissen. Im März 1930 wurde David Herbert Lawrence als Vierundvierzigjähriger ein Opfer der Schwindsucht. Im Mai 1935 starb der noch nicht siebenundvierzigjährige Thomas Edward Lawrence, dem der ganze gefährvolle Arabienfeldzug nichts hatte anhaben können, an den Folgen eines Sturzes vom Motorrad. Und man ist versucht, auch ihren Tod noch symbolisch zu betrachten: der eine, der in einem heldischen Leben Erfüllung gesucht und nicht gefunden, starb an der Maschine, die er zuletzt als den »Schlüssel des Geheimnisses« betrachtete, der andere starb – am Nichts, dem er sein ganzes Leben hindurch mit den Gebilden seines Dichtertums Boden abzutragen gesucht.

Man mißversteht Thomas Edward Lawrence und tut ihm bitterstes Unrecht, wenn man ihn als einen jener frisch-fröhlichen Abenteuerer betrachtet, die, von Gedanken unbelastet, die Welt zu erobern ausziehen, um als die Helden glühender Knabenphantasien fortzuleben. Gewiß war Lawrence neben vielem andern auch ein Abenteuerer, der manchen Abenteuerer von Profession in den Schatten zu stellen vermag, aber er war zugleich viel mehr: er bestand nicht allein die Gefahren der Wüste und des Krieges, auch die Abgründe der geistigen Existenz sah er mit offenen Augen und focht in seiner Seele Geisteskämpfe mit solcher Vehemenz und Leidenschaft aus, daß gegen sie der arabische Krieg fast nur als Episode erscheint.

Lawrence hat selber jenen epischen Bericht über seinen »Aufstand in der Wüste«, von dem sein Ruhm als einer der großen Abenteuerer der Weltgeschichte ausging, »eine unehrliche Sache« genannt. Er haßte diesen Ruhm, denn er wußte, daß die Zeiten des Abenteuerers im Sinne eines blinden Draufgängertums vorüber sind. Nicht um sein eigener Epiker oder Historiograph zu werden, machte er sich nach dem Kriege daran, seine Erlebnisse darzustellen. Er wollte mehr: um Erkenntnis ging es ihm, um den verborgenen Sinn des Ganzen; nur diesen zu enthüllen, schien ihm die angewandte Mühe wert. Darum führt sein eigentliches Werk, von dem »Revolt in the Desert« nur ein Auszug ist – »fabriziert, um mein überzogenes Konto auszugleichen« –, den seltsamen Titel »Seven Pillars of Wisdom« – »Sieben Säulen der Weisheit«, nach einem den Sprüchen Salomonis entnommenen Gleichnis. Aber es war eine bittere Weisheit, deren Säulen hier aufgerichtet wurden. Nicht Erkenntnis, sondern Verzweiflung stand am Ende des harten Mühens um den Sinn.

Jedoch die Verzweiflung konnte seinen Tatwillen nicht ersticken. Als er entdeckt hatte, daß sein Ziel, mit der Feder »unantastbare Dinge zu schaffen«, unerreichbar war, wandte er sich entschlossen der Praxis zu und tat jenen von der Mitwelt nie ganz verstandenen Schritt, der den geheimnisvollen Nimbus um seine Person entgegen aller Absicht nur noch verstärkte: er, der Oberst der englischen Armee, trat als einfacher Soldat in die Luftflotte ein und diente die dreizehn restlichen Jahre seines Lebens unter einem angenommenen Namen

als simpler Mechaniker. Es war eine Flucht in die Anonymität und in ein voraussetzungsloses Werkschaffen, die er hier vollzog. Die Fliegertruppe sollte für ihn nach seinen eigenen Worten dasselbe sein, was für die Menschen des Mittelalters das Kloster war. Nur daß in seinem Kloster an die Stelle des Gottesdienstes ein gänzlich anderer Dienst, der an der Maschine, getreten war. »Ich ging zu den Fliegern«, schrieb er in einem kurz vor seinem Tode verfaßten Lebensabriß, »um der Mechanik zu dienen, nicht als Führer, sondern als Teil der Maschine. Die Maschine – das ist der Schlüssel des Geheimnisses.... Einen Vorteil hat es, Teil der Maschine zu sein: man lernt, daß es nicht auf den einzelnen ankommt.«

Diese Sätze sind gleichsam Bruchstücke einer Philosophie der Technik, die bei näherem Zusehen überraschende Ähnlichkeit mit den Denkergebnissen eines Lawrence in vielen Zügen verwandten deutschen Aktivisten und Problematikers, Ernst Jüngers, aufweisen. Das ist kein Zufall, sondern Ausdruck eines typischen Vorgangs. Der handelnde Mensch, der das Diesseits durch seine Tat auszufüllen trachtet, ein geschichtlicher Typus, den die Antike zuerst geprägt und der an der Gestaltung des Abendlandes immer erneuten Anteil hatte, ist in unserer Zeit in der Gestalt des von der Maschine besessenen Menschen gewandelt wiedererstanden. Der Mensch als »Teil der Maschine« und »Diener der Mechanik«, das ist die letzte geschichtliche Konsequenz jener in der Antike geprägten Haltung und der ihr zugehörigen Immanenzphilosophie – eine Konsequenz, die allerdings in ihrer Ausweglosigkeit das Gehäuse dieser Philosophie selber bereits sprengt.

An den Fortschritt, der durch rationales menschliches Tun zu bewirken sei, hat David Herbert Lawrence nie geglaubt. Er war – trotz der allerdings ausgesprochen utopischen Züge seiner Erosphilosophie, die ihm den Ruf eines Erotomanen eingebracht hat – kein Utopist, sondern – und dies allerdings wieder in einem besondern Sinne, wie seine Beurteilung der biblischen Apokalypse zeigt – ein Apokalyptiker, sah den Ablauf der menschlichen Geschichte nicht als unendlich fortschreitenden Prozeß, sondern als dramatisches Schauspiel, an dem auch die Zerstörung ihren notwendigen Anteil hat. Sein Glaube war – im Widerspruch zu dem ihm anhaftenden Ruf eines Panerotikers –, »daß nur die kalte Kraft des Mannes, die das Schicksal als Zerstörung auf sich nimmt, den Strom der Menschheit zuerst durch das Chaos und dann zu neuen Wegen führt – aber zuerst Chaos und die lange Vernichtungswut«.

Apokalypse heißt Offenbarung, und das Christentum ist die große Offenbarungsreligion der Menschheit. Aber Lawrence war nicht Christ, sondern Antichrist und Heide. Während das Heidentum minderere Denker dem Christentum an geistigem Rang meist allzu sehr unterlegen ist, ist der Heide Lawrence ein ebenbürtiger Gegner der Christen. In seinem gleichsam apokalyptischen Heidentum, das mit Rosanows Widerchristentum manche Züge gemeinsam hat, offenbart sich ein tiefer Wesenszug unserer Zeit. Blühtartig erleuchtet

es die geistige Situation der Gegenwart: die metaphysische Substanz des Christentums, von der zwei Jahrtausende gelebt haben, erscheint vielen in den Schmelztiegeln der Zivilisation verbraucht und eingeschmolzen. Und unerbittlich ist die Frage: Liegen in diesem »verbrauchten« Christentum noch Kräfte verborgen, die einer neuen Offenbarung den Weg bereiten können, oder wird ein neues Heidentum, eine Religion der wilden und bösen Urmächte der Schöpfung, das verblaffende Christentum ablösen?

Lawrence hat an keine Wiederkehr des Christentums geglaubt, er war geradezu beseffen von einem starken Glauben an den Sieg des Heidentums. Seine Bücher legen davon Zeugnis ab, vor allem jenes über die Apokalypse, in dem er in einer Weise, die außerordentlich stark an den Abschnitt über das Ende der Zeiten in Romanows »Apokalypse unserer Zeit« erinnert, zu beweisen sucht, die Offenbarung Johannis sei kein christliches, sondern ein jüdisch verfälschtes, ursprünglich heidnisches Buch, dessen uralte Weisheiten auch für uns noch Gültigkeit haben. Plastischer als in diesem Gedankenwerk wird das, was er will und meint, in seinen Dichtungen vor allem über Mexiko. Seine Liebe zu diesem exotischen Land, ein Gegenstück zu Thomas Edward Lawrences Liebe zu Arabien, ist alles andere als skurril. Sie zeugt von einem echten Instinkt für die vulkanischen Urkräfte von Rasse und Boden, die in der Tat in diesem Lande eine besonders merkwürdige Ausbruchsstelle gefunden haben. Lawrence sah in den alten aztekischen und toltekischen Kulturen Züge jenes Heidentums, das ihm in Europa von einer weit umfänglicheren Schicht von Zivilisationschutt überdeckt schien. Und das Erwachen des Indianertums in den zwischen 1911 und 1924 gleich einer Reihe von Ungewittern aufeinanderfolgenden mexikanischen Revolutionen betrachtete er als einen der verheißungsvollsten Vorgänge der Gegenwartsgeschichte.

Wenn er in seiner Liebe zu Mexiko und der indianischen Rasse – sie ging so weit, daß er sich zeitweise in einer eigenen Ranch drüben ansiedelte – scheinbar seiner eigenen Rasse untreu wurde, so geschah dies in einer verzweiferten Enttäuschung darüber, daß, wie er glaubte, das Angelfachstum selber der Sendung seines Blutes untreu geworden war. Daß England das zivilisatorische Erbe Roms, »des Urfeindes der germanischen Rasse«, übernommen und über den ganzen Erdball verbreitet hatte, schien ihm ein Widerfinn der Geschichte, eine Anschauung, die auch »Lawrence von Arabien« hegte. Aber während dieser, den Traditionen der griechischen Antike huldigend – zu seinen literarischen Arbeiten zählt eine Übersetzung der Odyssee –, in der Vermählung germanischen und griechischen Wesens Genüge fand, strebte David Herbert Lawrence, der die Fragwürdigkeit dieser Lösung in unserer Zeit durchschaute, zu den Urkräften der Rasse zurück.

Wenige wissen, daß hier seine nie verborgene Neigung zu Deutschland, die ihm in den Kriegsjahren viele Mißhelligkeiten eintrug, ihre Wurzel hatte. Das deutsche Volk schien ihm durch die Zivilisation noch erheblich weniger als sein

eigenes Volk erschöpft. In ihm sah er daher den künftigen Vorkämpfer der germanischen und der weißen Rasse schlechthin.

In einer Novelle »Die Grenze« hat er diese Gedanken in überaus feiner und zugleich unerhört eindrucksvoller Weise gestaltet. Auf dem Hintergrund einer symbolhaften Handlung erscheint hier die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland als die uralte Rasse- und Völkerscheide zwischen römischem Süden und germanischem Norden, städtisch-zivilisiertem Westen und bäuerlich-ungebrochenem Osten. Und wie eine Beschwörung steht inmitten dieser Handlung ein Bild von dem Deutschland der ersten Nachkriegszeit, wie es ähnlich ergreifend wohl von keinem andern Engländer geschaut werden konnte: »Da - jenseits der Grenze - warteten, trotzig zusammengehäuft, die Schwarzwaldberge, als hüteten sie das innere Deutschland. Runde, schwarze, von Wald schwarze Berge, nur die Felder als weiße Schneeflecken herausgeschnitten. Schwarz und weiß, so stand es drüben in trotziger Macht.... Es war das Deutschland der Tannenwälder. Die Erde selbst schien stark und frei. Schilf und Gebüsch starrete wie wildes Haar. Schweigen und Warten, und der alte wilde Unterton der weißen nordischen Rasse unter der dahinschwindenden Zivilisation. Der hörbare Oberton unserer Zivilisation schien schwächer zu werden. Das alte dumpfe Waldesrauschen und Brausen des ursprünglichen Nordens übertönt ihn.«

Im Mittelpunkt dieser Novelle steht die Gestalt einer Frau und nicht zufällig einer deutschen. Auch Lawrences eigene Frau, die ihm und der er zum Schicksal wurde, war eine Deutsche. In dieser Tatsache aber, daß ihm eine Frau zum Schicksal - zugleich allerdings auch zum Problem - werden konnte, spricht sich ein feiner geistiger Typus kennzeichnender Wesenszug aus.

In Thomas Edward Lawrences, seines »Antipoden«, ereignisreichem Leben haben Frauen nie eine Rolle gespielt. Die Welt dieses Soldaten und Mechanikers der königlich britischen Luftflotte war eine rein männliche Welt. Die Welt der Maschinen, in der er zuletzt eine Art Heimat gefunden hatte, ist - einzig der Welt der Antike vergleichbar - eine so gut wie ausschließliche Männerwelt. Ein Wort Lawrences, das am Schluß seines Lebensabrisses steht, kennzeichnet treffend den Sachverhalt: »Die Maschinen haben nichts Weibliches an sich, keine Maschine hat das.... Wenn man sich mit den Maschinen abgibt, entfernt man sich damit ganz von den Frauen.«

David Herbert Lawrence, der in seinen Dichtungen den »alten männlichen Stolz und Herrschervillen« weit über die sentimentalen Gefühlswerte stellte, hat gleichwohl die Grenzen der mann=männlichen Welt, der antiken wie der der Maschinen, erkannt. Er wußte, daß es eine sterile Welt ist, die nur die Hälfte der Schöpfungswirklichkeit umfaßt. Denn das Dasein des Menschen, wie er erschaffen ist, kreist nicht allein um den männlichen, sondern zugleich um den weiblichen Pol. Der Mensch, als Kreatur begriffen, ist erst in der Einheit von Mann und Weib ein Ganzes. Daher hat alle hohe Kultur - nach einem Worte Gertrud von Le Forts - hochzeitlichen Charakter; ihr Rang beruht auf

ihrem zwiefachen Ursprung, in dem sich die tiefere Einheit der Schöpfung ausspricht.

Thomas Edward Lawrence konnte, nachdem er durch die seelische Aufregung bei der Niederschrift der »Sieben Säulen der Weisheit« gefährlich nahe an den Rand des Zusammenbruches getrieben war, seine Verzweiflung in der Männerwelt der Maschine ertönen. David Herbert Lawrence hat ein verzehrenderes Schicksal erlitten. Er wußte um die mann=weibliche Ganzheit der Schöpfung. Daher war die Begegnung mit der Welt der Frau für ihn ein abgründig=tiefes, vielleicht sein tiefstes Erlebnis. Aber zugleich mußte er die ganze Tragik unserer Zeit auskosten, die eine Zeit männlicher Einsamkeit ist. Die Liebe löste und erfüllte ihn, aber die Erlösung, die er vermessenem Wunsches von ihr erwartete, gab sie ihm nicht. Wo die Liebe in seinen Dichtungen eine Rolle spielt, da folgen in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib auf Zeiten der Anziehung solche der Abstoßung und auf diese wieder Zeiten der verstärkten und vertieften Anziehung – wie in seiner eigenen Liebe und Ehe, die zu den merk= und denk=würdigsten Verhältnissen unter Menschen unseres Zeitalters gehört. Und am Ende steht das resignierte Wort: »Ganz unten und ganz oben, nein, da ist etwas anderes. Liebe ist da nicht.«

Er hat um das »andere«, um die Offenbarung, die Apokalypse, gekämpft und gelitten wie wenige. Aber das Jenseits war für ihn nur »nacktes Fürsich=sein«. Außerhalb seiner selbst fand er nicht Gott, sondern das Nichts. Er, der von der irdischen Liebe vergeblich Erlösung gefordert, fand den Weg zur erbarmenden göttlichen Liebe, der allein Erlösung schenkenden, nicht. Nur eine kleine Spanne noch schien ihn von der christlichen Wahrheit zu trennen, aber sie wurde für ihn zu einem Abgrund, der unüberbrückbar blieb. So blieb er ein einsamer, heroischer und tragischer Kämpfer um Gott – ein Mahnmal für jene Christen unserer Zeit, die sich ihres Glaubensbesitzes gar zu sicher wähnen.

Liddell Hart, der Biograph des »arabischen« Lawrence, berichtet (noch zu dessen Lebzeiten), viele junge Menschen sprächen und viele junge Dichter schrieben von ihm wie von einem Erlöser, einem Manne, der, wenn er wolle, gleich einem Licht die irrende Menschheit aus allem Wirrwal führen könne.

Von David Herbert Lawrence wird ähnliches berichtet: als er schon sehr krank war, besuchte ihn ein junger englischer Schriftsteller, dem er eine seltsame Audienz gewährte; unfähig zu sprechen, ließ er ihn, um seine Hilfsbereitschaft zu zeigen, doch zu sich kommen und kurze Zeit stumm neben seinem Bett sitzen. Das Bild des wortlos Leidenden ergriff und erschütterte den jungen Mann so stark, daß er, als er das Lager des Kranken wieder verlassen hatte, nichts anderes zu sagen wußte als ein stammelndes: »He is our God.«

Es hat bei aller ganz offenbaren Paradoxie etwas seltsam Rührendes, der=gestalt Menschen, die ihre sehr menschliche Verzweiflung, von der sie vor den Abgründen des Daseins gepackt wurden, nie verleugnet haben, gleichsam in der Sage oder Legende ihrer eigenen Zeit von einem Glorienschein umwoben und sie Göttern verglichen und als Erlöser ihrer Mitmenschheit betrachtet zu

sehen. So abwegig und ungeheuerlich dieser Anspruch erscheint, so wohnt ihm doch ein Quentchen Wahrheit inne, denn der Mensch, der sich dem Schicksal stellt und auf einsamem Vorposten Gefechte ficht, die der Menge erspart bleiben, ist in der Tat von einem göttlichen Hauch umwittert – auch wenn er den Weg zu Gott selber nicht gefunden hat.

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Ein Amerikaner als Lama. Wenn eine Zeitung mit einer Zweimillionenauflage wie das Londoner »Daily Mail« (12. November 1937) den ersten Bericht eines Tibetreisenden über neue Beobachtungen in streng abgeschlossenen Lamaklöstern erhält, ist eine sensationelle Aufmachung berechtigt. Aber einer Verflachung des religiösen Empfindens muß dabei um so gewissenhafter vorgebeugt werden, als gerade in einer so breiten Lesermasse die tiefer blickenden Denker selten sind. Was ein junger amerikanischer Buddhist, Theo Bernard, früher kleinstädtischer Rechtsanwalt, über seine Erlebnisse als »erster weißer Lama« schrieb, hält sich nicht in diesen Grenzen. Vor seinem Eindringen in Tibet hatte er sich in Indien ein Jahr lang um das Verständnis der höheren Formen des Buddhismus und um die tibetische Sprache bemüht. Da Tibet bekanntlich unter englischem Einflusse steht, konnte Bernard mit Hilfe eines indischen Regierungsvertreters am 11. Mai 1937 nach Lhasa aufbrechen. Am 22. Oktober 1937 war er mit fünfzig Maultieren, die Hunderte von buddhistischen Büchern und Tausende von Photographien trugen, wieder auf indischem Boden in der bengalischen Stadt Kalimpong. »Die Tibetaner sagten mir«, schreibt er, »sie hielten mich für die Wiederverkörperung eines großen, heiligmäßigen Lamas, und das Schicksal habe mich in ihr Land geführt, damit ich hier Kenntnisse sammle und sie dem Westen vermittle.«

Was der recht selbstgewisse Reisende dann in seinem langen Aufsatz erzählt, ist größtenteils weder neu noch wesentlich. Er macht viel Aufhebens von der längst bekannten Verwendung Tausender von Butterlampen in den Tempeln. Die goldene Pracht dieser Bethäuser ist ebensowenig eine Neuigkeit, und man wußte auch seit vielen Jahren, wie die Leichen der meisten Lamas nach der Totenfeier Vögeln und Hunden zum Fraße überlassen werden. Da Bernard mit gutem Grunde meint, ein von ihm beobachtetes, Orakel spendendes Medium sei nicht durch einen Geist vom Boden emporgerissen worden, sondern habe einen nervösen Luftsprung gemacht, ist es merkwürdig, daß er ohne Vorbehalt schreibt: »Einige Lamas vermögen ihre gesamte Lebenskraft derart in einem Teil ihres Körpers zu vereinigen, daß man diesen Teil vor Hitze nicht berühren kann, während der übrige Körper so kalt wird wie eine Leiche. Ich habe mich in der Zelle eines Einsiedlers aufgehalten, die 16000 Fuß hoch lag. Dieser Ein-